



SCHOOL-SCOUT.DE

Unterrichtsmaterialien in digitaler und in gedruckter Form

Auszug aus:

René Descartes - Die 5. Meditation: Über das Wesen der materiellen Dinge und über das Dasein Gottes

Das komplette Material finden Sie hier:

School-Scout.de



ich klar und deutlich erkenne, auch Eigenschaft, Attribut der Substanz sein muss. Weil ich die Idee Gottes bzw. die Idee der Vollkommenheit klar und deutlich einsehe, ist die Idee der Vollkommenheit absolut gewisse Eigenschaft des Wesens, welches gewissermaßen hinter dieser Idee steht: dieses Wesen ist Gott. Da die Vollkommenheit die Existenz notwendigerweise mit einschließt, wäre auch auf diese Weise die Idee der Existenz Gottes bewiesen.

Erläuterungen zu Abschnitt 7

Kann ich aber auch Gott gar nicht als nicht-existierend denken, wie ich keinen Berg ohne ein Tal denken kann, so folgt doch daraus, dass ich einen Berg mit einem Tal denke, noch lange nicht, dass ein Berg in der Welt vorhanden ist; ebensowenig aber scheint die Existenz Gottes daraus zu folgen, dass ich Gott als existierend denke! Mein Denken legt ja den Dingen keinen Zwang auf! Ich kann mir ein Flügelpferd vorstellen, wenn auch kein Pferd Flügel hat, und so kann ich wohl auch Gott die Existenz andichten, wenn es auch gar keinen Gott gäbe! Doch hier haben wir nun *wirklich* ein Sophisma! Wenn ich mir einen Berg nicht ohne ein Tal denken kann, so folgt daraus allerdings noch lange nicht, dass irgendwo ein Tal mit dem Berge ist. Es folgt lediglich, dass Berg und Tal untrennbar *vereint* sind, einerlei ob sie existieren oder nicht! Daraus aber, dass ich mir Gott nicht anders als *seiend* denken kann, folgt eben, dass Gott und das *Sein* untrennbar vereint sind; dass also Gott ist. – Nicht, als ob mein *Denken* dies zu Wege brächte; als ob es irgend ein Ding zum Sein *zwingt*! Im Gegenteil! Die Notwendigkeit des Dinges (nämlich der Existenz Gottes) zwingt mich, so zu denken. Sonst müsste es ja in meinem Belieben liegen, Gott ohne Existenz (d.h. das vollkommenste Wesen ohne höchste Vollkommenheit) zu denken, wie es mir freisteht, ein Pferd mit oder ohne Flügel zu denken!

Descartes macht nun den Einwand, dass aus der Vorstellung allein nicht das reale Dasein gefolgert werden kann, denn mein Denken für sich hat ja keine Auswirkungen auf die reale Welt. Das allein zeigt schon unsere Phantasie, denn diese Einbildungskraft ist ja vollkommen losgelöst von etwas Realem. Gleiches wäre vorstellbar für das Denken im Allgemeinen. Dieser Einwand hält letzten Endes der cartesischen Argumentation nicht stand: denn Descartes' Beweis schließt ja gar nicht unmittelbar von der Idee auf das reale Sein, sondern er sagt vielmehr aus, dass diejenige Eigenschaften, die sich in der Vorstellung als untrennbaren mit dem Wesen des Dings erweisen, auch in Wirklichkeit dem Wesen des Dings anhaften; kurz gesagt: zum Wesen eines Dings gehören die in der Vorstellung untrennbaren Eigenschaften. Solch eine untrennbare Idee ist die des Seins Gottes, damit gehört das Sein zum Wesen Gottes.

Descartes deckt nun seinen Trugschluss auf: wir wissen um die Idee Gottes als vollkommenstes Wesen in uns und wir wissen darum, dass es sich um die höchste Idee in uns handelt. Wir erkennen an, dass in dieser Idee die Existenz nicht nur möglich oder zufälligerweise, wie etwas bei Berg und Tal, sondern als deutlich, mehr noch als notwendig und ewig. Wie die mathematischen und geometrischen Axiome so sehen wir in der Idee Gottes die notwendige und ewige Existenz. Daraus können wir

schlussfolgern, dass Gott existiert. Diese Gewissheit steigert sich noch, wenn wir feststellen müssen, dass wir keine andere Idee haben, wo sich ebenso die notwendige Existenz finden müsste: das bedeutet, dass diese Idee des vollkommensten Wesens nicht von mir selbst stammt, sondern dass es sich um ein wirkliches Wesen handelt, was existieren muss, weil es die notwendige Existenz darstellt. Das Wesen Gottes und die Existenz stehen also nicht in dem Verhältnis vorgestellter Berg und wirklicher Berg, sondern wie realer Berg zu realem Tal.

Verdeutlichen wir uns noch einmal den Gedankengang Descartes gewissermaßen in Form eines Syllogismus: all dasjenige, was ich denken muss, ist Wahrheit → ich muss Gott als existierend denken, weil wir Gott als vollkommenes Wesen denken und die Existenz Teil der Vollkommenheit ist → Gott existiert.

EXKURS: Descartes bemüht hier einen ontologischen Gottesbeweis. Hierin besteht eine gewisse Nähe zu Anselm von Canterbury (1033 – 1109), auf den der ontologische Gottesbeweis zurückgeht. Die Gedankenschritte sind im Großen und Ganzen folgende: alles, was jemals gedacht werden kann, ist nicht größer als Gott → es kann etwas gedacht werden, ohne dass es notwendig existieren muss → denken wir etwas anderes, was diesem Vorhergenannten genau gleicht, nur mit dem Unterschied, dass es existiert, so ist dieses existierende Etwas größer als das nicht existente Etwas, nämlich um die Existenz → daraus folgt die Notwendigkeit, dass das Größte, was sich denken lässt, ebenso existieren muss, denn sonst würde es etwas (um die Existenz) Größeres geben → wäre Gott als Vollkommenes nur gedacht, würde ihm das Dasein fehlen → da Gott aber die Vollkommenheit in jeder Hinsicht verkörpert, muss er notwendigerweise sein, existieren.

Erläuterungen zu Abschnitt 8

Man darf auch hier nicht etwa sagen, man müsse zwar notwendig Gott als existierend denken, nachdem einmal die Annahme gemacht ist, er besitze alle Vollkommenheiten, und dazu gehöre auch das Sein. Diese Voraussetzung aber sei gar nicht nötig gewesen. So sei es auch nicht notwendig, anzunehmen, alle Vierecke können einem Kreise eingeschrieben werden. Nehme ich es aber einmal an, so bin ich gezwungen zu sagen, auch ein Rhombus könne dem Kreise eingeschrieben werden, was ganz offenbar falsch ist!

Wie gesagt, dergleichen darf man hier nicht einwenden, denn wenn ich auch niemals notwendig auf den Gedanken Gottes zu kommen brauche, so muss ich doch dem ersten und höchsten Wesen, sobald ich an es denke und seine Vorstellung gleichsam aus dem Schatz meines Geistes hervorhole, notwendig alle Vollkommenheiten zuschreiben, wenn ich sie auch nicht gleich alle aufzähle und einzeln ins Auge fasse. Diese Notwendigkeit aber genügt völlig, um nachher, wenn ich das Sein als eine Vollkommenheit erkenne, richtig zu schließen, dass das erste und höchste Wesen existiert. So brauche ich auch nicht notwendig ein Dreieck vorzustellen. Sobald ich aber eine gradlinige, dreiwinklige Figur betrachten will, muss ich sie mir notwendig so beschaffen denken, dass die Summe der drei Winkel gleich zwei Rechten ist, wenn ich auch diese Eigenschaft noch gar nicht beachte. Untersuche ich aber, welche Figuren dem Kreise eingeschrieben werden können, so braucht man keineswegs

notwendig anzunehmen, *alle* Vierecke gehörten dazu; ja ich kann mir dies nicht einmal einbilden, solange ich nur das klar und deutlich Erkannte gelten lassen will!

So ist also ein großer Unterschied zwischen solchen falschen Voraussetzungen und meinen wahren, angeborenen Vorstellungen, worunter die erste und hauptsächlichste die Vorstellung *Gottes* ist.

Daß diese in der That nicht erdichtet und von meinem Denken abhängig ist, sondern das Bild eines wirklichen unveränderlichen Wesens, das sehe ich aus mehreren Gründen ein. *Erstlich* kann von mir nichts Anderes außer Gott allein erdacht werden, zu dessen Wesen die Existenz gehörte. *Zweitens* kann ich mir nicht zwei oder mehr Götter dieser Art denken; setze ich aber einen als existierend, so sehe ich klar, daß dieser notwendigerweise von Ewigkeit her da war und fortbestehen wird in alle Ewigkeit. *Endlich* nehme ich auch noch vieles andere an Gott wahr, das ich nicht wegdenken, nicht anders denken kann.

Descartes versucht nun seinen Beweis abzusichern. Stützende Prämisse seines Beweises ist die Tatsache, dass das Dasein zur Vollkommenheit gehört. Erweise sich diese Prämisse als unzureichend, würde der Beweis in sich zusammenfallen. Auf diese kritische Seite seines Beweises geht Descartes hier jedoch nicht näher ein. Vielmehr versucht er auseinander zu setzen, warum es sich bei der Existenz Gottes um eine Notwendigkeit handelt:

Ich muss keine Idee unmittelbar von Gott in meinem Denken haben, dennoch kann ich an ein ausgezeichnetes Wesen denken. Wenn ich aber an ein solches denke, so muss ich dieser Idee notwendigerweise alles Vollkommene zuordnen. Unter der Prämisse, dass das Sein eine Vollkommenheit darstellt, muss ich dann schließen, dass ein vollkommenstes Wesen existieren muss. Ebenso habe weiß ich ja um die Eigenschaft, dass die Winkelsumme eines Dreieck 180° beträgt. Das ist mir bewusst vollkommen losgelöst vom Bildlichen, ist unabhängig von einer bildlichen Idee. Was die Einzeichnung von Figuren in einen Kreis betrifft, so kann ich diesbezüglich aber keine eindeutige Aussage treffen, weil ich ja nur klare und deutliche Erkenntnisse gelten lassen kann. Descartes versucht an Hand dieser Beispiele die Unterschiede zwischen den angeborenen Ideen und von mir selbst gebildeten Ideen aufzeigen. Die Idee Gottes ist dabei die vollkommenste der angeborenen Ideen: weil es keine andere Idee eines Wesens mit einer zumindest ebenso notwendigen Existenz gibt, kann diese Idee nicht aus mir selbst kommen, sondern muss von einer wirklichen, unwandelbaren Natur herrühren. Weiterhin weil es nur einen Gott geben kann, weil dieser die Ewigkeit verkörpert und weil ich in der Vorstellung Gottes noch vieles enthalten ist, was wiederum meiner Einbildungskraft nicht zugänglich ist.

Erläuterungen zu Abschnitt 9

Welcher Beweisart ich mich aber auch bedienen mag, immer wieder komme ich darauf zurück, daß ich nur von *dem* ganz überzeugt sein kann, was ich klar und deutlich erkenne.

Von dem so Erkannten tritt zwar einiges einem jeden entgegen, anderes aber entdecken nur die, welche genauer zusehen und sorgfältig forschen. Hat man es aber einmal entdeckt, so hält man es für ebenso gewiß wie jenes. So ist zwar nicht so ohne weiteres klar, daß im

rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der Katheten ist. Viel leichter sieht man ein, daß diese Hypotenuse dem größten Winkel gegenüberliegt. Hat man jenes aber einmal eingesehen, so hält man es nicht weniger für wahr als dieses.

Was aber Gott anbetrifft, so würde ich sicherlich nichts eher und leichter erkennen als ihn, wenn ich nicht von Vorurteilen eingenommen wäre und die Bilder sinnlicher Dinge von allen Seiten in mein Denken eindringen. *Denn was ist an und für sich klarer, als dass das höchste Wesen, Gott, der allein in seinem Wesen schon das Dasein einschließt, existiert?*

Diese Erkenntnis der notwendigen Existenz Gottes ist die grundlegendste überhaupt, wird sie einmal erkannt, so haben wir vollkommenste Gewissheit. Das Problem ist, dass unser Denken und Bewusstsein in der Regel durch Vorurteile und Sinneseindrücke derart in Anspruch genommen wird, dass wir davon abgelenkt werden. Zur Veranschaulichung zieht Descartes den Vergleich zum rechtwinkligen Dreieck heran: auch dort tritt uns das Augenscheinliche zuerst vor Augen, während wir das mathematische Gesetz, den Satz des Pythagoras, übersehen, obwohl diese Eigenschaft von unserem Denken klar eingesehen wird.

Erläuterungen zu Abschnitt 10

Wenn ich auch zu dieser Erkenntnis aufmerksamer Betrachtung bedurfte, so bin ich doch nunmehr ebenso im Gewissen darüber, wie über alles andere, was mir bisher am allersichersten erschien. Ich bemerke auch außerdem, daß die Gewißheit aller anderen Dinge so sehr von jener einen Erkenntnis abhängt, daß man ohne sie niemals irgend etwas vollkommen zu erkennen vermag.

Das bedeutet auch für mich, dass diese Gewissheit um die Existenz Gottes mir am sichersten bewusst ist, dass ich ohne sie nichts vollkommen wissen kann. Descartes hat also wieder einen Endpunkt des Erkenntnisprozesses erreicht: das Wissen um die Existenz Gottes, quasi den anderen Endpunkt seines Systems neben dem „cogito ergo sum“ bzw. „ego existo“.

Erläuterungen zu Abschnitt 11

Zwar bin ich so beschaffen, daß ich etwas für wahr halten muß, so lange ich es ganz klar und deutlich erkenne; andererseits kann ich aber meiner Natur gemäß mein geistiges Auge nicht immer unverwandt auf denselben Gegenstand richten, um ihn klar aufzufassen, und oft falle ich in meine alten Vorurteile zurück. Wenn ich nun nicht mehr auf die Gründe achte, aus denen ich ein solches Urteil fälle, so könnten mir andere Gründe entgegenreten, die mich leicht von der Meinung abbringen könnten, und so hätte ich nie von irgend etwas eine wahre und gewisse Kenntnis, sondern nur unbestimmte, veränderliche *Meinungen*.

Wenn ich z. B. das Wesen des Dreiecks betrachte, so erscheint es mir, da ich mit den Prinzipien der Geometrie vertraut bin, ganz klar, daß die drei Winkel des Dreiecks zusammen zwei Rechte betragen, und ich muß dies für wahr halten, solange ich den Beweis vor Augen habe. Sowie ich aber meinen geistigen Blick von diesem wegwende, so kann es leicht vorkommen



SCHOOL-SCOUT.DE

Unterrichtsmaterialien in digitaler und in gedruckter Form

Auszug aus:

René Descartes - Die 5. Meditation: Über das Wesen der materiellen Dinge und über das Dasein Gottes

Das komplette Material finden Sie hier:

School-Scout.de

